№ 85.



Dienstag, am 19. Juli 1836.

Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Santanna.

Den Zeitungslesern wird der vorstehende Name genugsam bekannt sein: es ist der des Präsidenten und Oberfeldherrn von Mexiko, oder passender gesagt: es ist der Name eines talentreichen und glücklichen Soldaten, der sich aus niederm Stande zum Dictater des ebengenannten Reiches im fernen Welttheile emporgeschwungen, dasselbe bisher mit eisernem Arme regierte und sichtbar nach einer despotischen Alleinherrschaft strebte. Er stand dem Gelingen nahe. Ganz Mexiko neigte sich vor seinem Winke und zitterte vor seiner Zornesaufwallung. Nur eine Provinz that seinem tirannischen Machtgebote Widerstand: Texas. Dieses, solange mit Mexiko vereinigte Land ist aber eigentlich schon von der Natur zu einem für sich eigen bestehenden Staate gebildet; noch mehr sind die gegenwärtigen Texaner durch Abkunft, Sitten, Sprache und Religion mit den Mexikanern befremdet. — Den Widerstand zu beugen, hat Santanna das Land Texas mit Feuer und Schwert überzogen.

Selbst mancher der eifrigsten Zeitungsleser wird in neuerer Zeit dem Artikel „Mexiko" wenig Aufmerksamkeit zugewendet haben, denn jenes Reich und das dortige Menschentreiben liegen unserm politischen Gesichtspunkte gar zu fern; zudem wird unsere Zeitungsneugierde durch das europäische Treiben genugsam beschäftigt. Allein dieses geschieht mit Unrecht. Eine Pariser Stockflinte, ein Melbournescher Prozeß und Spanische Wirren ohn' Ende, sind fatale Gegenstände, die nur dazu geeignet sein können, ein harmloses Gemüth mit Abscheu zu erfüllen. Der Streit zwischen Mexiko, oder vielmehr zwischen Santanna und den Texonern wird hingegen, bei näherer Bekanntschaft, lebhaftes Interesse, Theilnahme und selbst Parteiwünsche in der Brust jedes Deutschen erwecken. Daher hier eine gedrängte Darstellung von dem Eigenthümlichen der beiden vorgenannten Länder und dem Wollen und Widerstreben der dort

handelnden Parteien; woraus für die Texaner das Gerechtsame ihrer Sache hervorleuchten wird. Mit der näheren Ursache des dort vorherrschenden blutigen Zwistes werden die Zeitungen den Leser bekannt machen.

Mexiko ist ein Land, dessen Klima meistens den brennenden Sonnenstralen untergeordnet ist. Seine Bewohner sind von Abkunft Spanier, bigott, intolerant und an Pfaffenzwingherrschaft gewöhnt. — Das daran grenzende und dem mexikanischen Freistaate bisher als Provinz angeschlossene und untergeordnete Land Texas ist dagegen lange unbevölkert geblieben. Und doch ist es gleichsam ein Lieblingsgarten Gottes, voll zaubervoller Wüsteneien. Seine romantischen Urwälder wimmeln voll Singvögel der edelsten Gattung und im farbenreichsten Gefieder. Die Natur hat hier mit verschwenderischer Hand Segen gespendet; Alles blühet und duftet unter einem milden Himmel; selbst unbebaute Länderstrecken, deren Boden noch nimmer ein Pflugeisen durchfurchte, zeigen sich dem Blicke als üppige Getreidefelder und dunkelgrüne Wiesen, umkränzt von wildwachsenden, doch süßduftenden Blumen, deren Art wir nur mit Mühe in unsern Treibhäusern ziehen können. Und dieses gesegnete Land fand endlich durch Kolonisten, meistens Deutsche und Protestanten, seine Einwohnerschaft. Aber bald gesellte sich hier dem lächelnden Segen Gottes auch der grinsende Fluch der Menschheit: der Molch der Inquisition durchschleicht das Land, die Einzöglinge sollen den Glauben ihrer Väter verlassen, oder sie werden gepeinigt, des Bürgerrechts beraubt und aus ihren Besitzungen verjagt. Gegen diese Intoleranz nun haben sich die Texaner erhoben und auf dem Evangelium geschworen: frei zu leben, oder — zu sterben. Das paßte aber nicht in den Plan des wildherrschsüchtigen Santanna. Deshalb überzog er die Texaner, mordete, brannte, und schwur: die Einwohnerschaft bis auf den letzten Mann zu vertilgen. Das Glück lenkte anfänglich seinen Siegeswagen, viele Texaner schon fanden, wie einst die dreihundert Spartaner unter Leonidas, den rühmlichsten Heldentod für Geistesfreiheit, Heerd, Weib und Kind. Ihr Tod feuerte die Uebrigbleibenden zum Nachstreben an, und das Glück wandte sich von Santanna! Die Mexikaner haben jetzt eine schmachvolle Niederlage erlitten, Santanna selbst aber ist ein Gefangener der Texaner geworden und muß sich nun, um Leben und Freiheit bettelnd, jeder ihm gestellten Bedingung unterwerfen.

Dieser unerwartete glorreiche Sieg der Texaner ist ein Triumph für den bessern und duldsam denkenden Theil der Menschheit.

W. Sr.

Das Schloß Ambras.

Zu der freundlichen Umgegend der Stadt Innsbruck gehört namentlich auch der Flecken Ambras, dessen Schloß, gleichen Namens, im 13ten Jahrhundert erbaut wurde, noch immer wohlerhalten in seinen Mauern steht und, als Denkmal früherer Jahrhunderte, zwiefach an Erinnerung reich ist.

Zuerst zeigt die Erinnerung an die einst hier vorgekommene Thatsache ein Bild im reichsten Farbenschmucke. Hier steht noch der runde Thurm, aus dem die schöne Philippine herabsah: „die schöne Augsburgerin mit den klaren Augen und dem schneeweißen Halse, durch dessen Adern man den rothen Tyrolerwein schimmern sah, den sie genoß.“ Dies berichten glaubwürdige Ueberlieferungen. Sie war die Tochter des Augsburgischen Patriziers Franz Welser. Auf dem großen Reichstage zu Augsburg 1548 lernte der 19jährige Ferdinand sie kennen. Nach zwei Jahren vermählte er sich heimlich mit ihr, und nach 6 Jahren erst gelang es ihm den Kaiser zu versöhnen. Ihre Ehe währte 31 Jahre. — Ein Ort, wo eine ausgezeichnete Frau waltete, die ihrer Schönheit ihre Erhöhung zu verdanken hatte, der die Liebe ihr Schicksal gewoben, erfüllt uns schon mit ganz eigenem Interesse. Hier kommt noch das tragische Dunkel hinzu, das über dem Ende dieser Frau gebreitet liegt. Sie soll nach Einigen im Bade durch Oeffnung der Adern getödtet worden sein. —

Die zweite, in neuerer Zeit hier vorgekommene Begebenheit ist durchweg schauerlichen Inhalts. Als nämlich in dem Kriege des Jahres 1799 das Schloß Ambras zu einem Feldlazarethe gemacht worden war, herrschte darin eine epidemische Krankheit, und die Todten wurden auf einem Hügel unweit des Schlosses begraben, der früher von den Rittern zum Tummeln ihrer Rosse bestimmt gewesen war. Eine Sage, die jedoch in neuester Zeit durch Belege eine furchtbare Bestätigung erhielt, berichtet nun aber: daß von den habsüchtigen Verpflegern und Lieferanten des Spitals, um die Zahl der Kranken so schnell als möglich zu vermindern, die Halbtodten und schweren Patienten nach dem Tummelplatz gebracht und dort beerdigt wurden; daß man dort in stiller Mitternacht diese Gräuel verübte und die Armen ohne Barmherzigkeit lebendig begrub, ohne sich an ihr Wimmern zu kehren, welches von der ersten Schaufel Erde vollends erstickt wurde. Die Angst vor der Epidemie, die sich immer weiter verbreitete, beschwichtigte das Gewissen der Helfershelfer bei diesen nächtlichen Unthaten. So soll der Tummelplatz

das Grab von 8000 Menschen geworden sein, größtentheils Unbekannten und Fremden, deren Namen man nicht einmal kennt. Eine spätere Zeit war bemüht, diese Verbrechen zu sühnen. An allen Bäumen hängen Votivtafeln, überall sind Denksteine, Kreuze und andere fromme Grabesmonumente angebracht. In der Mitte, unter dem Dom hoher Eichen und Linden, ist eine offene Kapelle mit dem Crucifix und mit Bildern und Lampen im Freien. Der Glaube hat den Ort zu einer Wallfahrt erhoben, und eine Unzahl von Gliedmassen in Wachs, wie man dies an solchen Orten überall findet, bedecken die Baumstämme und hängen als ziemlich unappetitliche Früchte von den Zweigen herab. Eine schwere eiserne Truhe steht da, um die Gaben der Opfernden zu empfangen. Aber selbst an diesen Ort frommen Buße wagte sich das Verbrechen aufs Neue: diese Truhe ist einigemale bereits erbrochen und ihres Inhalts beraubt worden. Stets findet man Beter hier, und selbst noch am späten Abend erblickt man hin und wieder knieende Gestalten, wenn man auf einsamem Spaziergange hier vorübergehet. Ein Mondscheinabend wirket hier höchst ergreifend.

L.

Von Danzig nach Berlin und zurück.

(Schluß des vierten Kapitels.)

Die Oper des Königsstädtischen Theaters gehört überhaupt zu dem Besten und Gediegensten, was Berlin dem Fremden darbieten kann. Sie hat schöne Talente aufzuzeigen, besitzt ein vortreffliches Orchester, und findet — als erkennbare Folge eines höchst sorgfältigen Einstudirens — eine gerundete, nirgend tonhinkende und Lücken bemerkbar machende Ausführung. Die ersten Talente des Gesangpersonnales — wenigstens so weit ich dasselbe kennen lernte — sind: Hr. Genée als Bassist, Hr. Fischer als Bariton, und Dem. Hähnel. Letztere, wahrscheinlich eine eben so ausgezeichnete Sopransängerin, als Altistin, vereinigt mit ihrer schönen, nur etwas fleischig klingenden Stimme ein gewandtes Spiel und eine Eindruck hinterlassende Huldgestalt. Hr. Fischer hingegen scheint noch nicht das als Spieler zu sein, was er bereits als vollendeter Sänger ist.

Die Königstädter Bühne überrascht freudig durch ihre freundliche Dekorationen; jedes Stück zeigt sich da, wie das Tischzeug auf einer eben servirten Tafel, klar, elegant und symetrisch geordnet; die Maschinerie ist ein Muster von Hurtigkeit und Mechanik. Ueberhaupt läßt dieses Theater überall einen Geist der scharfblickenden Umsicht und strengen Ordnung erkennen. Es hat diese musterhaften Vorzüge seinem Direktor und seinem Regisseur Hrn. Genée zu danken. Mit großem Unrecht, und gewiß aus schlechten Beweggründen dazu verleitet, hat schon mancher Journal-Briefschreiber den unermüdet thätigen und für das Beste seiner Bühne wachenden Kommissionsrath Hrn. Cerf, als Theater-Direktor verunglimpft und verleumdet. Mögen seine Kräfte auch nicht überall ausreichen, so ist doch sein Wille unverkennbar der beste. Schon die 5te Morgenstunde findet diesen Theater-Direktor auf der Bühne oder im Bureau. Vor seiner Wachsamkeit ist kein Dienstläßiger einen Augenblick sicher. Gleich ihm findet man Hrn. Genée als artistischen Wächter auf seinem Posten, ebenso rühmlich ausgezeichnet als leitender Kunstvorsteher, wie als Sänger und Schauspieler. Von seiner sorgsamen Regie, die mit einer musterhaften Hausfrau zu vergleichen ist, welche in ihrer Wirthschaft auch nicht den kleinsten Vortheil unbenutzt entschlüpfen läßt, hier nur ein winziges Beispiel. Im letzten Akt der Oper „die Puritaner" hat Talbot seine Elvire wiedergefunden. Doch heimlich ist ihre Zusammenkunft, ihr Entzücken des Wiedersehens wird von drohenden Todesgefahren durchschauert. Aus dieser Szene nun, treu wörtlich nach der Dichterin, eine Stelle: „Elvire: Auf ewig bist Du, Theurer, mein! — Talbot: Ja, auf ewig, auf ewig Dein! (man hört die Trommel rühren) Talbot: Auf's Neue kündet dieser Ton die Nähe meiner Feinde! — Elvire: Ja! — Die Schreckenstöne sind zu gut mir bekannt!" — Der Dichtervorschrift nach wären hier nur einige einzelne Trommelschläge erforderlich. Dagegen schallt aus dem Hintergrunde der Bühne der verhaltene Trommelwirbel von den Tambours eines Regiments hervor. Die Benutzung eines solchen, anscheinbar unbedeutenden Bühnencoups ist für den Zuschauer von der überraschendsten Wirkung und giebt dem Bilde auf der Bühne eine frappante Täuschungskraft.

Das Lustspiel und namentlich die Posse sind bekanntlich das eigentliche Feld der Bestimmung für dieses Kasperl-Theater der Residenz an der Spree. Auf diesem Felde ist nun Hr. Beckmann der Feldherr, der unerschöpfliche Witzfabrikant. Er ist der erklärte Liebling der lachlustigen Berliner und darf sich nur zeigen, um die Herren Lacher in Champagnerlaune zu versetzen. Er ist freilich mit einem Wurm in keinen Vergleich zu stellen und bleibt auch noch weit hinter einem Laroche und Hamburger Jost als Komiker zurück; als solcher fehlt

ihm schon eine irgend wohlklingende Gesangstimme; — allein für den leicht zum Lachen zu bewegenden Theil des Königsstädter-Theaterpublikums ist Hr. Beckmann schon genug das, was er sein darf. Zudem ist auch die Goldader des ungekünstelten Humors, gleich der unversiegbaren Witzquelle sein Eigenthum und er ist vom Scheitel bis zu den Zehen ein Komiker durch und durch, der, um allgemein und stets zu gefallen, nicht zur stutzig machenden Possenreisserei seine Zuflucht nehmen darf und nehmen sollte. „Der Pastetenbäcker", ein neues (todtgebornes) 5-aktiges Lustspiel mit Gesang, nach dem Französischen von Rohde, eine gedehnte Posse eigentlich, welche die revolutionären Bewegungen persiffliren soll und sich nebenbei noch als ein Stück Fürstenspiegel geltend machen will, für den ernsten Gegenstand aber zuviel des Scherzes und für den Spaß eine zu starke Dosis Ernst enthält, machte mich mit Hrn. Beckmann, der die für ihn undankbare Titelrolle spielte, zuerst bekannt. Vortheilhafter zeigte er sich als Gefangenwärter Beil im alten Lustspiel „der leichtsinnige Lügner" und als Spezereihändler Rose in der ergötzlichen Posse „das Schreckensgewebe". Rose, bisher ein bejahrter Junggeselle, hat sich eben mit einer ihm nur flüchtig bekannt gewordenen Wittwe vermählt. Diese hat sich früher aus unschuldigen Beweggründen verschiedene Namen beigelegt, Rose aber, der seine Frau von dritten Personen so verschiedennamig nennen hört, hält sie für eine zweite Bremer Giftmischerin, die ihre früheren Männer ermordet und nun auch für ihn den Sokratesbecher schon gefüllet hat. In dieser Rolle war Hr. Beckmann ausgezeichnet. Alles an ihm spielte mit und war komische Verzweiflung, selbst das fortwährend in flatternder Thätigkeit erhaltene, ebenso dünne, als lange Haupthaar. Als Gefangenwärter Beil hingegen war er auf der Witzjagd. Er erzählte u. A., früher als Regimentszimmermann gedient und auf einer Retirade 7 Wunden davon getragen zu haben. „Als ich nun so vorwärts retirirte, kam ein feindlicher Ulane mit verhängnißvollem Zügel hinter mir gesprengt, der hatte eine Picke auf mich und fing an zu sticheln," u. s. w. Die nächste Rolle des Hrn. Beckmann war Eulenspiegel und seine Komik diesmal ausgelassen, indem sie im Orchester und selbst auf den Sitzplätzen der Zuschauer ihren Stoff suchte. — Die übrigen drei Komiker: Schmelka, Wohlbrück und Plock stehen im Range des gewöhnlichen Bühnentalents, bewirken aber durch ihr Zusammenspiel Außergewöhnliches. — Höchst brauchbar für die Königsstädter Bühne zeigen sich Hr. Pohl, ein Schauspieler, der auf der Bühne zu Hause ist und keine Rolle verdirbt, und Madame Pohl, eine junge liebenswürdige Frau mit einem angenehmen Sprachorgan, die aber mit einer, bei jungen Theaterdamen höchst seltenen Resignation, altkomische Rollen mit entschiedenem Talente spielt. Hr. und Mad. Laddey werden die Königsstädter Bühne in Kurzem verlassen und sind jedem Theater von Bedeutung zum Engagement zu empfehlen. Ihre Stelle ist von Hrn. und Mad. Grabowski eingenommen. Er: ein Danziger von Geburt, läßt Talent erkennen; sie: bis auf eine klanglose Stimme, nicht unvortheilhaft im Fach naiver Mädchen.

Das Ballet auf der Hofbühne ist eine Glanzerscheinung, ist das reichfarbige Prachtstück einer Residenz. — Das höhere Schauspiel läßt dagegen manchen Wunsch unbefriedigt. Hr. Rott ist dabei das einzige Talent von wahrhafter Größe. — Sein Götz von Berlichingen bleibt meinem Gedächtnisse unvergeßbar. Hr. Gern spielte in diesem classischen Schauspiel den Hans von Selbitz, aber, aber! Der humoristische Ritter war durchweg ein Berliner Eckensteher, sprach mit seiner heiseren Stimme: „Nee," „et is," „icke." Da fehlte nur noch das Armblech mit No. 22. — Von dem Opernpersonale ist Hr. Mantius mit seiner lieblichen Tenorstimme zu erwähnen. Im Uebrigen viel Invalidität.

Eheherrliche Bitte.

Wenn Hauben, Hüte dich beglücken,
Ich gebe gern dir Geld zum Kauf;
Du magst dein Haupt mit Allem schmücken —
Nur setze nie dein Köpfchen auf!

A.

Herausgeber und Redakteur Wilhelm Schumacher. Gedruckt bei Louis Botzon.